

Herta Müller

Rede zur Eröffnung der Ausstellung »Fremd bin ich den Menschen dort«

29. August 2012
Deutsche Nationalbibliothek
Frankfurt am Main

Sehr geehrte Damen und Herren,
sehr geehrte Frau Schindel,

Zuerst muss ich ihnen etwas über meine Ankunft in Deutschland erzählen.

Der Zug war schon eingefahren, stand seit einer Weile auf den Schienen der Grenzstation – aber die Polizisten ließen uns auch nach der Körpervisite noch immer nicht aus dem Warteraum hinaus. Dann durften alle zum Zug, außer uns drei – mein Mann, meine Mutter und ich. Wir sahen uns an und dachten alle dasselbe: Die lassen uns gar nicht ausreisen, es ist nur die nächste Farce. Die haben uns hierher gekarrt und schicken uns heute Nacht im falschen Zug wieder zurück. Und wo sollen wir dann hin? Die Wohnungen hatten wir »besenrein« dem Staat übergeben müssen. Die Möbel waren verscherbelt, auch die kleinsten Dinge verschenkt oder weggeschmissen. Außer einem Koffer hatten wir nichts. Und von den Nachstellungen der Securitate war ich mit den Nerven so fertig, dass ich das Lachen mit dem Weinen verwechselte. Ich wollte in diesem Warteraum nur ins Leere schauen, aber trotzdem sah ich, wie meiner Mutter das Kinn zitterte. Die Polizisten fixierten uns, reden konnte man nicht. Ich stieß meine Mutter mit dem Ellbogen an und flüsterte: »Nicht weinen, hast du mich verstanden.« Dann gab es statt Einsteigen für uns drei nochmal eine Körpervisite, als hätten wir nach der ersten, aus der Luft des Warteraums etwas Verbotenes einstecken können. Danach begleitete uns ein Polizist endlich zum Zug. Auf der Zugtreppe fasste er mich am Arm, als wolle er mir beim Einsteigen helfen. Dabei sagte er: »Nicht vergessen, wir kriegen euch überall.« Wir hatten unser Abteil noch nicht gefunden, als der Zug losfuhr. Dann

saßen wir in Mänteln. Meine Mutter und ich stumm, mein Mann schluchzte. Seine alten Eltern wollten nicht ausreisen und wir durften bestimmt nie mehr ins Land. Als die Angst, dass sie uns hier behalten weg war, brach er zusammen, wissend, dass er seine Eltern wahrscheinlich nie mehr sehen wird. Meine Mutter hatte sich auch erst zum Auswandern entschieden, nachdem der Dorfpolizist sie früh morgens in sein Büro geführt, getobt und gedroht – und dann die Tür von außen abgeschlossen hatte. Er war weg und sie saß den ganzen Tag mit sich allein eingesperrt.

Erst als man durch neblige Laternen den ersten ungarischen Bahnhof sah, glaubte ich, dass diese Fahrt ins Exil uns nicht betrügt. Aber da war noch etwas: Es war der 28. Februar 1987, in unseren Pässen stand jedoch der 29. Februar, ein Tag der gar nicht existierte – 1987 war kein Schaltjahr. Und wie die Rumänen es erhofften, hat diese letzte Schikane anderthalb Jahre bei jedem deutschen Beamten funktioniert. Egal worum es ging, jedem Beamten musste ich erst einmal erklären, dass dieser 29. Februar im Pass nicht meine eigene Schuld, sondern die letzte Mitgift der Securitate ist. Schon das allein dauerte manchmal eine halbe Stunde.

Wir kamen über Österreich, dort gab es einen Zwischenhalt für eine Fernsehaufzeichnung: Darin ging es um Ceausescus Diktatur und zwei Dissidenten. Am nächsten Tag fuhren wir weiter nach Deutschland. In Nürnberg kamen wir ins Übergangsheim »Langwasser.« Und prompt fand eine Verwandlung statt: Am Vortag in Österreich noch Dissidenten, galten wir jetzt in Nürnberg als Agenten. Der BND und der Verfassungsschutz verhörten uns mal zusammen, mal getrennt mehrere Tage. Schon das erste Gespräch war surreal:

Der Beamte fragt: »Hatten Sie mit dem dortigen Geheimdienst zu tun?«

Ich sage: »Er mit mir, das ist ein Unterschied.«

Der Beamte: »Lassen Sie die Unterscheidung mal

meine Sache sein, dafür werde ich schließlich bezahlt.«

Als ich erzählen wollte, was mir in Rumänien alles zugestoßen war, unterbrach er mich. Naiv dachte ich, der Irrtum sei geklärt. Da sagte der Beamte:

»Wenn Sie dennoch einen Auftrag haben, jetzt können Sie es noch sagen.«

Ich fragte ihn, wieso er sich nicht kündigt mache, was in Rumänien war, bevor er mich verdächtigt. Darauf sagte er einen Satz, den die Vernehmer der Securitate immer sagten: »Die Fragen stellen wir.«

Die nächsten Gespräche kamen und der Irrsinn steigerte sich. Ich bekam Faltbögen mit Gesichtstypen und sollte das Aussehen der Securisten beschreiben, mit denen ich zu tun hatte. Ich korrigierte ihn wieder: »Sie hatten mit mir zu tun.« Aber der Beamte stellte sich taub. Auf diesen Faltbögen ging es um Kleidung, Gesicht, Ohren, Fingernägel. Es gab für alles vorgedruckte Adjektive. Wenn ich sagte, »ich habe die Ohren oder Fingernägel damals nicht wahrgenommen, ich war verzweifelt, ich hatte Angst, der bringt mich um,« sagte der Beamte wie eine Maschine: »Denken Sie nach.« »Wie soll ich mich an etwas erinnern, was ich damals nicht wahrgenommen habe«, fragte ich, »hatten Sie schon mal so eine Angst?« Er war wieder taub. Ich fragte auch, ob die deutschen Geheimdienste einen rumänischen Agenten an den Ohren oder Fingernägeln erkennen würden, wenn er nach Deutschland käme. Darauf kam wieder der Satz: »Die Fragen stellen wir.« Ich bekam ein-zwei Stunden Pause zum »Nachdenken.« Und wenn die Pause um war, fing alles wieder an. Bis ich mir vornahm, für alle Körperteile der rumänischen Geheimdienstler eines dieser deutschen, vorgedruckten Adjektive beliebig einzusetzen, damit die Verhöre ein Ende nehmen. Für die Kleidung gab es die Adjektive elegant, schlampig, sportlich und zweckmäßig. Und ich sagte immer wieder: »So wie Sie.« Und der deutsche Vernehmer sagte jedes Mal mit Stolz in der Stimme: »Also, dann kreuzen wir zweckmäßig an.«

Unter jedem anderen Adjektiv konnte ich mir etwas vorstellen. Aber nicht unter »zweckmäßig.« Geht es diesem »zweckmäßig« um etwas Verstecktes, etwas an und für sich Schlechtes, mit Bedacht ausgewählt, weil es für den Zweck, den man nicht

durchschauen soll, gut ist? Heißt »zweckmäßig« harmlos daherkommende Hinterhältigkeit? Bei Geheimdiensten also insistierende Verunsicherung, bemäntelt mit Taubheit und Beflissenheit? Ist »zweckmäßig« eine Mixtur aus gefühllos, hinterhältig und zielstrebig? Eigentlich war nicht seine Kleidung »zweckmäßig«, sondern er selbst. Und daher zwang er auch mich, zweckmäßig zu werden, damit die Gesichtsformulare, die mich an Rassebilder aus dem alten Brockhaus meines Großvaters erinnerten, endlich mal ausgefüllt sind.

Das Absurde ging in allen Büros, die auf meinem »Laufzettel« standen, weiter. Als Sprachtest Substantive deklinieren, Verben konjugieren – den Sprachtest hatte ich bestanden. Trotzdem fragte man im nächsten Büro, ob ich politisch verfolgt oder Deutsche sei. Ich sagte: »Beides.« Der Beamte sagte: »Beides geht nicht, dafür haben wir gar kein Formular. Sie müssen sich schon entscheiden, Sie haben doch Verwandte hier.« Ich erklärte, dass ich nicht wie zehntausend andere, die jedes Jahr kommen, über das Zauberwort »Familienzusammenführung« ausgereist bin, sondern schon in Rumänien die Ausreise aus politischen Gründen beantragt habe, trotz aller Schikanen, mit denen ich gerechnet hatte – und die dann auch kamen. Dass ich meine Verwandten aus Süddeutschland schon in Rumänien nicht sehen wollte, sagte ich, und auch in Deutschland nicht zu ihnen möchte. Ob denn das Deutsche erlischt, wenn man seinen Onkel nicht sehen will. Der Beamte fragte, ob ich in Rumänien auch verfolgt worden wäre, wenn ich, das was ich getan hatte, als Rumänin getan hätte. Ich sagte, »ja, das wäre für einen Rumänen genauso riskant gewesen.« Darauf sagte er: »Da haben wirs doch, dass Sie also keine Deutsche sind.«

Meine Mutter hatte längst alle Stempel auf ihrem Laufzettel. Sie war bereits Deutsche, sie hatte sich zur Familienzusammenführung bekannt, bekam ein paar Wochen später in Berlin umstandslos die deutsche Staatsbürgerschaft. Ich musste anderthalb Jahre warten. Von Zeit zu Zeit rief ich beim Bürgeramt an und bekam immer die Antwort: Rufen Sie nicht mehr an, Sie können nichts beschleunigen. Es sind eindringliche Recherchen nötig. Gleichzeitig bekam ich jedoch Todesdrohungen aus Rumänien und Besuch vom Verfassungsschutz, der mich warnte, dass mein Leben gefährdet sei. Er

gab mir Ratschläge: Kneipen, die ich nicht betreten soll, und ich soll nie in eine fremde Wohnung gehen, auf Reisen nie im Parterre wohnen, von Unbekannten keine Geschenke annehmen, Zigaretten in Restaurants nie unbeachtet auf dem Tisch liegen lassen, nie allein durch einen Park gehen, und in der Stadt eine Schreckschusspistole in der Handtasche tragen. Nicht in- und durch die DDR fahren, weil die Stasi mich im Auftrag der Securitate entführen und nach Rumänien verschleppen könnte. »Dann können wir nichts für Sie tun,« sagte der Verfassungsschützer, »weil Sie ja keine deutsche Staatsbürgerschaft haben.« Für den Verfassungsschutz war ich verfolgt und gefährdet, für den BND und die Einbürgerungsbehörde jedoch weiterhin eine Agentin. Jetzt sagte ich dem Verfassungsschützer, der im Ausweis auch noch »Fröhlich« hieß, den Satz, den ich aus Nürnberg kannte: »Sie müssten sich entscheiden, ob ich Verfolgte oder Agentin bin, beides zusammen geht nicht.« Nie mehr danach, war die deutsche Staatsbürgerschaft für mich so nötig wie damals, als man sie mir vorenthielt. Der Grund der Verdächtigung waren die Verleumdungsmaßnahmen der Securitate. Sie wurden mit Hilfe der Banatschwäbischen Landsmannschaft umgesetzt. Diese hatte auch im Übergangshaus in Nürnberg ein fest installiertes Büro. Sie war, wie ich heute in meiner Akte nachlesen kann, von IM unterwandert. In den Landsmannschaftsblättern wurden seit Jahren Kampagnen gegen mich geführt. Ich galt als »Nestbeschmutzerin« und Agentin. Wahrscheinlich versorgte die Landsmannschaft die deutschen Nachrichtendienste im Auftrag der Securitate. Man kannte sich gut, saß Tür an Tür. Der Hass der Heimatbesitzer und die Verleumdungspläne der Securitate und die deutschen Nachrichtendienste fanden zusammen. Die Landsmannschaft konnte bei den deutschen Behörden ihre Wut auf mich »zweckmäßig« in Rache umsetzen. Dass diese Landsmannschaft über die Diktatur noch nie ein kritisches Wort geäußert hatte, störte die deutschen Dienste nicht. Auch nicht, dass diese Landsmannschaft mit der rumänischen Botschaft einvernehmlich zusammenarbeitete, um die Familienzusammenführungen voranzutreiben. Ich hatte mit diesem Schachzug, mit der Umkehrung aller Tatsachen nicht gerechnet. Die deutschen Behörden verwechselten mich. Aber nicht mit

jemand anderem, sondern mit einer durch Verleumdung erfundenen Person. Dabei kamen zehntausend familienzusammengeführte Auswanderer pro Jahr aus Rumänien nach Deutschland, darunter hunderte Spitzel. Die aber waren willkommene Deutsche und ich wurde vorgeführt, weil ich die politische Verfolgung nicht weggeschwitzt haben wollte. Weil es um Wahrheit ging, für die ich hart bezahlt hatte. Ich war nicht zu meinem Onkel gekommen, sondern ins Exil. Für mich war dieser Begriff nicht verhandelbar. Ich beanspruchte ihn, weil er den Tatsachen entsprach. Die Behörden störte er, weil sie von Diktatur nichts hören wollten. Sie schnitten mir das Wort ab, wenn ich ihnen sagen wollte, wie diese Diktatur bis ins Privateste meines Lebens gestoßen war. Sie wollten nichts über mein Leben wissen, um die Verdächtigungen aufrechtzuerhalten.

Das Wort EXIL ging mit Deutschsein hier in Nürnberg nicht zusammen. Dabei stand dieses Übergangshaus schräg gegenüber von Hitlers Parteitagsgelände. Es war der allererste Schock, als wir dort in unser Zimmer kamen: Aus dem kleinen Fenster sah man Hitlers Parteitagsklotz.

Wenn ich zwischen den Verhören meinen Kopf beruhigen wollte und auf die Straße ging, überkam mich das Grauen: Winter in seiner frühen Dunkelheit mit Schneeflecken und das Steinmonster bedrohlich daneben. Ich traute mich in diese Arena. Hohe Treppen, dünner Schnee, in den Steinritzen dürres Unkraut wie Schnurrbärte und Perücken. Mir zersprang fast der Kopf. Im Übergangshaus drinnen der Irrsinn, hier draußen das Epizentrum der Naziverbrechen. Wieso hatte man an diesen Ort ein Übergangshaus gebaut? Wieso werden Menschen, die verstört aus Diktaturen kommen, ausgerechnet an diesen Ort gezwungen? Hat man sich über diese Nachbarschaft keine Gedanken gemacht? Sollen Menschen, die nach politischer Verfolgung alle Register der Angst kennen, die endlich hier ankommen, in dieser Drohkulisse aufatmen? – fragte ich mich. Schämt sich Deutschland nicht, uns Neuangekommenen diese monströse Nachbarschaft als erste Bleibe zu präsentieren? Wurde dieses Übergangshaus womöglich nur »zweckmäßig« hierher gebaut, gefühlstaub gegenüber den Eingewanderten und geschichtsblind gegenüber der Rolle Nürnbergs in

der Nazizeit? Die Behörden drinnen, die Umgebung draußen – das war doppelt »zweckmäßig«.

1987 habe ich zu spüren bekommen, wie Deutschland, das Hunderttausende ins Exil getrieben hat, mit dem Wort Exil nichts zu tun haben will. Ich war buchstäblich in eine Sackgasse geraten.

Und dennoch wusste ich, dass diese Sackgasse, verglichen mit den ins Exil Gejagten der Nazizeit, nur ein kleines Missgeschick war. Ich wurde hier vorgeführt, aber es ging jetzt in diesem Übergangshaus in keiner Situation um Leben und Tod, wie bei den Fliehenden aus Nazideutschland. Glück oder Pech haben, bedeutete damals am Leben bleiben dürfen oder sterben müssen. Sie lernten den guten oder bösen Zufall ganz anders kennen. Guter und böser Zufall sagt man, aber das waren Menschen. Im guten Zufall Menschen mit ein bisschen Anteilnahme, die weiterhalf. Und im bösen Zufall Menschen mit Willkür, die tötete.

Es gab so viele entscheidende Zufälle, die Schicksal spielten. Man muss sich nur einzelne Fluchtgeschichten ansehen, dann spürt man, Augenblicke wurden so groß wie Abgründe:

Für Carl Zuckmayer hatte in den 30er-Jahren »die Unterwelt ihre Pforten aufgetan und ihre niedrigsten, scheußlichsten, unreinsten Geister losgelassen« zum »Begräbnis aller menschlicher Würde«. Er konnte sich in die Schweiz retten. Er hatte einen Pass, den ihm ein gefälliger österreichischer Beamter ausgestellt hatte. An der Grenze bei Feldkirch sagte er einem jungen Soldaten, er sei in Deutschland verboten, er sei kein Parteigenosse und auch nicht in der Reichsschrifttumskammer, weil er nicht mit der nationalsozialistischen Weltanschauung übereinstimme. Deshalb müsse er nach London. Diese Offenheit beeindruckte den jungen Soldaten während der Passkontrolle. Und die Augenblicke mit dem jungen Soldaten werden noch gespenstischer: Der »magere Mensch in der Uniform der SS« gerät ins Schwärmen, als er an Zuckmayers Rock die Auszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg sieht. Er lobt den älteren »deutschen Mann« als Helden, bedauert, dass er selbst zu jung sei, um im Krieg gewesen zu sein. Zuckmayer tröstet ihn mit dem Satz: »Es wird schon noch einen (Krieg) geben.« »Ja«, ruft er begeistert, »trinken wir darauf.« Aber wie viele ließ der gute Zufall im Stich. Sie verzweifelten wie Walter Benjamin 1940 in den Pyre-

näen. Er hatte nur eine Tasche dabei, vielleicht voller Manuskripte, nicht einmal einen Rucksack, der als Erkennungsmerkmal für Deutsche galt. Als man ihm in Port Bou sagte, ohne französisches Ausreisevisum könne er nicht nach Spanien – vielleicht nur ein Erpressungsversuch eines korrupten Grenzers, der eine Bestechung für eine Visumserteilung erwartete – vergiftete er sich. Und wie viele zerbrachen noch Jahre nach der Flucht am Exil wie Ernst Toller, der sich in seinem Hotel in New York erhängte. Oder Stefan Zweig, der in Brasilien die Zerstörung seiner »geistigen Heimat« in Europa nicht aushielt und zusammen mit seiner Frau Lotte Suizid beging. Andere starben kurz nach der Flucht entkräftet wie der Sänger Joseph Schmidt, der – endlich im Exil in der Schweiz – zusammenbrach und in ein Internierungslager gesteckt wurde, wo man seine Herzbeschwerden nicht behandelte. Auch er begegnete wahrscheinlich »zweckmäßigen« Beamten. Und zweckmäßige Beamte gab es auch in England, wo aus Deutschland geflohene Nazigeegner und Juden, als feindliche Agenten interniert wurden. Ein anderer böser Zufall traf Else Lasker-Schüler. Ihr wurde die Wiedereinreise in die Schweiz einfach untersagt. Die Begründung hatte nur ein Wort: »Überfremdung«. Und bei Nelly Sachs, wo der Augenblick nicht mehr Schicksal spielen konnte, war trotz sicherem Ort in Stockholm die Panik im Körper für alle Zeit installiert: Die nie aufhörende Angst vor den Nazis machte sie nervenkrank, die Nazis waren in den Wasserrohren, in den Wänden. Und neben der gesteigerten Angst von Nelly Sachs in Schweden gab es die Angst vor den Soldaten der Wehrmacht im besetzten Holland. Konrad Merz überlebte versteckt in einem Schrank.

So dunkel sieht es aus in den Winkeln des Wortes Exil.

Heute aber glitzert das Wort Exil verlockend: Für »stilsichere Einrichtung« und »die Schaffung einer besonderen Atmosphäre für die Präsentation unserer Möbel« – so wirbt ein Möbelhaus mit dem Namen Exil. Oder wer hier in Frankfurt das Restaurant Exil besucht, »muss sich nicht heimatlos fühlen«. »Dafür sorgen warmes Licht und die einfallreiche Dekoration.« Und man kann »im kleinen begrünten Innenhof südländisches Flair genießen.«

Bei dieser ungenierten Vermarktung des Wortes Exil fällt mir Gottfried Benn ein. Als ihm Klaus Mann vorwarf, sich nicht von den Nazis zu distanzieren, antwortete er den Emigranten: »Da sitzen sie also in ihren Badeorten und stellen uns zur Rede, weil wir mitarbeiten am Neubau eines Staates ...«

Um Null Uhr am 9. Mai 1945 trat die bedingungslose Kapitulation der deutschen Streitkräfte an allen Fronten in Kraft. Die Stunde Null, dieser militärische Begriff stand danach für den Neuanfang und für das zweckmäßige Verschweigen. Hermann Lübke, der sich nicht mehr daran erinnern kann, Mitglied der NSDAP gewesen zu sein, nannte dieses »kommunikative Beschweigen« die Voraussetzung für die Integration der Deutschen in den neuen demokratischen Staat.

Das Beschweigen sollte auch ein Neuanfang werden für die deutsche Literatur, für die »Gruppe 47«. Der Journalist Hans Werner Richter hatte die Gründungsidee bereits in der amerikanischen Kriegsgefangenschaft. Wie viele der späteren Mitglieder der Gruppe 47 war auch er ein Wehrmachtssoldat. Die Gruppe 47 wurde zur intellektuellen Börse für literarische Talente. Und das funktionierte nur, weil über die soldatische Vergangenheit der Mitglieder nicht gesprochen wurde. Auch hier war das Beschweigen zweckmäßig. Günter Grass verschwieg seine jugendliche Begeisterung für den Nationalsozialismus und seine Mitgliedschaft in der SS-Division »Frundsberg« - in derselben Einheit, in der übrigens auch mein Vater war. Günter Eich verschwieg, daß er ein Hörspiel geschrieben hatte zur Unterstützung der nationalsozialistischen Kampagne gegen England. Alfred Andersch verschwieg, daß er sich von seiner jüdischen Frau getrennt hatte, um Mitglied der Reichsschrifttumskammer zu werden. Andere wollten sich nicht mehr an ihre Mitgliedschaft in der NSDAP erinnern. Wie Fritz J. Raddatz in seinen Erinnerungen schreibt, kamen in der Gruppe 47 die Worte Hitler, SS, KZ überhaupt nicht vor. Und aus diesem Grund waren den Autoren der Stunde Null die Autoren des Exils, deren Stunde Null zwölf Jahre früher schlug, und die den Nullpunkt der Existenz bedeutete, suspekt. Als Paul Celan 1952 der Gruppe 47 zum ersten Mal seine »Todesfuge« vortrug, schlug ihm offener Spott entgegen. Walter Jens schrieb: »Als Celan zum ersten Mal auftrat, da

sagte man: ›Das kann doch kaum jemand hören!‹ Er las ja sehr pathetisch, wir haben darüber gelacht, ›Der liest ja wie Goebbels!‹ sagte einer.« Und Hans Werner Richter spottete, Celan lese in »einem Singesang wie in einer Synagoge«. Und Albert Vigoleis Thelens Buch über Mallorca als Zufluchtsort »Die Insel des zweiten Gesichts« - heute wie viele Bücher des Exils - vergessen - wurde von Hans Werner Richter damals als »Emigrantendeutsch« niedergemacht.

Und Golo Mann bekam keine Professur im Nachkriegsdeutschland. Denn dem Historiker Gerhard Ritter fehlte bei Golo Mann »das Patriotische, das Gefühl für die Heimat«, weil er den Krieg im Exil verbracht hatte. So ging es auch dem Maler Oscar Zügel, der mit Paul Klee befreundet war. Für die Nazis waren seine Bilder »entartete Kunst«. 1934 wurden sie beschlagnahmt und in Stuttgart verbrannt. Er floh nach Tossa de Mar, dann nach Argentinien. Nach dem Krieg kam er wieder nach Stuttgart, wo der Hausmeister der Kunstakademie einige seiner Bilder vor dem Scheiterhaufen gerettet hatte. Aber der neue Akademiendirektor wollte mit ihm nichts zu tun haben, weil er Deutschland den Rücken gekehrt habe.

Ein Höhepunkt der Attacken auf die Heimkehrer aus dem Exil war sicherlich der Bundestagswahlkampf 1961, in dem Willy Brandt von Konrad Adenauer wegen seiner Zeit im norwegischen Exil vorgeführt wurde. Und Franz Josef Strauss warf Brandt wegen des Exils sogar »Vaterlandsverrat« vor. »Eines wird man Herrn Brandt doch fragen dürfen: Was haben Sie zwölf Jahre draußen gemacht? Wir wissen, was wir drinnen gemacht haben,« sagte Strauss. Ja, wir wissen.

Wir wissen, dass die Nationalsozialisten die moderne Kunst auslöschen wollten. Neben der Vernichtung der Juden war dies eines ihrer Hauptanliegen. Durch die Bücherverbrennungen 1933 und die Aktionen gegen die »Entartete Kunst« sollte nicht nur die Moderne selbst, sondern auch die Erinnerung an die Moderne gelöscht werden. Für viele Rückkehrer hatte die Stunde Null schon 1933 geschlagen und - anders als die Gruppe 47 - standen sie 1947 an keinerlei Neuanfang, sondern immer noch am selben Nullpunkt der Existenz. Ihnen war jegliche materielle Lebensgrundlage entzogen worden. Ihre Flucht ins Exil war die erste

Vertreibung aus Deutschland. Und das »Exil nach dem Exil« – wie Hans Sahl die »zweckmäßige« Ablehnung der Emigranten nannte – sorgte dafür, dass die Folgen der Vertreibung bis in unsere heutigen Tage wirken. Man könnte sagen: Einmal vertrieben – für immer vergessen. Bis heute vergessen, obwohl sie vor dem Krieg sehr bekannt waren. Durch die Vertreibung von Schriftstellern sind literarische Traditionen gekappt worden, zum Beispiel die liedhafte Lyrik Theodor Kramers mit ihrem dunklen Inhalt. Oder die sachliche Prosa der Irmgard Keun, die zuerst in die Niederlande geflohen war und nach dem Einmarsch der Wehrmacht zurück in Deutschland im Versteck überlebte. Dieses innere Exil war etwas anderes als die innere Emigration des Frank Thiess, der diese »als mit der äußeren verglichen, um vieles schwerer und schmerzlicher«¹⁾ ansah, wie er in einem Brief an die Reichskulturkammer klagte. Nach dem Krieg spielte Thiess im deutschen Kulturbetrieb eine wichtige Rolle und wurde Vizepräsident der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Doch von Irmgard Keun wollte niemand etwas wissen. Sie ertränkte ihre Verlassenheit im Alkohol, wurde entmündigt und wieder mal »zweckmäßig« in die Psychiatrie eingewiesen.

Wer im Exil war, gilt bis heute nicht als Opfer. Im Gedenkstättenkonzept des Bundes werden verfolgte Künstler und Intellektuelle, Verlagsmitarbeiter, Journalisten, Wissenschaftler und Ärzte, Architekten und Musiker, die vor Verfolgung und Tod im Konzentrationslager fliehen mussten, nicht als eigenständige Opfergruppe betrachtet. Es gibt Gedenktafeln für einzelne Künstler. Und die Sammlung von Zeugnissen des Exils hier in der Nationalbibliothek und in Marbach gibt es, und die privaten Sammlungen wie die von Thomas B.

Schumann – um nur einen zu nennen. Es gibt die Arbeit der Else-Lasker-Schüler-Gesellschaft, die zusammen mit der Stadt Iserlohn ein Zentrum für verfolgte Künstler eingerichtet hat. Und wer weiß, wie viele Zeugnisse des Exils sich noch in privater Hand befinden.

Mit der Vernetzung der Sammlungen aus Marbach und Frankfurt zu einem virtuellen Museum macht Staatsminister Neumann nun einen neuen Schritt. Die Ergebnisse der Exilforschung können auf diese Art mit den Sammlungen zusammengebracht werden. Das ist wichtig. Es ist ein virtuelles Museum. Aber ein wirkliches ist es nicht. Hoffentlich eine Vorstufe dazu.

Der Bund unterstützt heute schon das Dokumentationszentrum »Flucht und Vertreibung« der Vertriebenenverbände. Und er sollte genauso an das Exil, diese erste Vertreibung aus Deutschland hinaus erinnern. Die hat Deutschland nämlich genauso wie den Holocaust zu verantworten. Verkürzt gesagt, wäre ohne die erste Vertreibung aus Deutschland hinaus die zweite Vertreibung nach Deutschland hinein, gar nicht passiert. Bleiben wir doch bitte in der Chronologie der Zeit: Bevor Deutschland Vertriebenen eine neue Heimat gegeben hat, hat es Hunderttausende aus Deutschland hinausgetrieben.

Nirgends in diesem Land gibt es einen Ort, an dem man den Inhalt des Wortes Exil an einzelnen Schicksalen entlang darstellen kann. Das aber wäre Deutschland seiner Geschichte schuldig: Die jüngeren Deutschen könnten sich ein Bild machen. Es wäre Erziehung zur Anteilnahme. Ein »zweckmäßiges« Museum sozusagen. Damit könnte man dem Wort »zweckmäßig« sogar einen anderen, endlich einen humanen Inhalt geben.

© Herta Müller

Anmerkungen

1 zit. nach Sarkowicz, Hans und Metzner, Alf: Schriftsteller im Nationalsozialismus, Berlin: Insel-Verlag, 2011, S. 583.